

# **DRESDNER REDEN 2020**

2. Februar 2020

**Ulrich Wickert**

**Von der Suche nach Heimat und  
deutscher Identität**

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**STAATSSCHAUSPIEL  
DRESDEN**



**SÄCHSISCHE  
ZEITUNG**

# DRESDNER REDEN 2020

in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung

2. Februar 2020, 11.00 Uhr

**Ulrich Wickert** *Journalist und Autor*

**Von der Suche nach Heimat und deutscher Identität**

9. Februar 2020, 11.00 Uhr

**Hartmut Rosa** *Soziologe und Politikwissenschaftler*

**Wenn die Welt zum Feind wird, misslingt das Leben.**

**Politisches Plädoyer für ein anderes In-der-Welt-Sein.**

16. Februar 2020, 11.00 Uhr

**Marion Ackermann** *Kunsthistorikerin und Generaldirektorin der Staatlichen  
Kunstsammlungen Dresden*

**Identität**

1. März 2020, 11.00 Uhr

**Miriam Meckel** *Kommunikationswissenschaftlerin und Publizistin*

**Sind wir noch normal? Von der Norm, die nicht konform sein wollte.**

# VON DER SUCHE NACH HEIMAT UND DEUTSCHER IDENTITÄT

## Dresdner Rede von Ulrich Wickert

Guten Morgen, meine Damen,  
guten Morgen, meine Herren,

worüber ich heute mit Ihnen sprechen möchte, das hat mich in meinem Leben immer wieder umgetrieben, mal mehr, mal weniger. Und ich kann mir gut vorstellen, dass die eine oder der andere hier ein ganz anderes Leben führt oder geführt hat. Deshalb ist es vielleicht gut, wenn ich meine Gedanken so vor Ihnen ausbreite, dass Sie auch erkennen, warum gerade einen Menschen wie mich Fragen wie Heimat und Identität so interessieren.

So kommen wir dem Thema, das weit über das Persönliche hinausgeht, wohl am besten gemeinsam näher.

„Was bedeutet Heimat eigentlich für dich, bei deinem unstillen Lebenslauf?“ werde ich häufig gefragt. Denn ich bin in Tokio geboren, habe die ersten viereinhalb Jahre in Japan verbracht, bin zunächst in Heidelberg in die Schule gegangen, dann in Paris; in Bonn und den USA habe ich studiert, später habe ich vierzehn Jahre lang in Washington, New York und Paris als Fernsehkorrespondent gelebt und gearbeitet.

Was bedeutet mir Heimat?

Heimat ist ein rein deutsches Wort, das sich nicht übersetzen lässt. My country bezieht sich auf ein Staatsgebiet, motherland oder la patrie klingen zwar „zärtlicher als Vaterland“, so meinte einst Max Frisch, aber er denke dann gleich an eine wehende Flagge.

Ich hatte schon als Student beschlossen, nicht in den USA zu bleiben, nachdem ich dort ein Jahr studiert hatte, sondern wieder nach Deutschland zurückzukehren. Der Grund war meine Muttersprache: „deutsch“. Ich hatte zwar keinerlei bewusste Vorstellung davon, welchen Beruf ich einmal ausüben würde. Aber mir war klar, ich würde dafür meine Muttersprache brauchen. Im Deutschen fühlte ich mich heimischer, vertrauter als im Französischen, das ich doch in der Schule in Paris gelernt und gesprochen, oder im Englischen, in dem ich an der amerikanischen Universität studiert hatte.

Die Sprache ist mir Heimat. Eine Heimat, die ich auch mitnehmen kann.

Wie stark emotionale Bindungen an die eigene Heimat sein können, hat fast jeder schon selber erfahren, der die Heimat verlassen hat oder – besonders schmerzlich – aus der Heimat vertrieben wurde.

Der Journalist und Autor **Ulrich Wickert** fordert in seinem im September erschienenen Buch **IDENTIFIZIERT EUCH!** eine Rückbesinnung auf unsere Werte. Marode Brücken, fehlender Digitalausbau, Verkehrskollaps – und die Politik berauscht sich an der schwarzen Null. Unterdessen hetzen nationalistische Demagogen Bürger auf und vergrößern die Gräben. Rechts gegen Links, Ost gegen West, Stadt gegen Land. Die Probleme sind zahlreich, Taten folgen nicht. Deutschland nähert sich dem Burn-out. Um endlich wieder handlungsfähig zu werden, müssen wir uns mehr mit den Werten identifizieren, die uns ausmachen. Von Politik über Religion bis Literatur und Geschichte liefert Ulrich Wickert eine Neubewertung unserer Identität und definiert einen neuen Heimatbegriff. Er zeigt dabei, was Bürger unterschiedlichster Herkunft als Deutsche eint. Denn in Zeiten undemokratischer Entwicklungen muss sich jeder verantwortlich fühlen für den Zustand unseres Landes.

„Wenn kein Land mehr in Sicht ist, gibt es dann noch dieses andere Wort ‚Heimat‘?“ fragt der Filmregisseur Wim Wenders in Reden über Deutschland und meint: „Wo anders erfährt man das Heimatland besser als in der Ferne, in der Form des ‚Heimwehs‘?“ Und er schildert seine Gefühle, als er sieben Jahre in Amerika lebte, weil er dort „amerikanischer Regisseur“ werden wollte. „Aber dann habe ich gelernt, dass es nicht reichte, in ‚Amerika‘ zu leben, man musste vielmehr auch ‚wie ein Amerikaner‘ leben, wie ein Amerikaner handeln, denken und reden. Als es mir zum ersten Mal passierte, dass ich nach einem deutschen Wort suchte, wo ich das englische kannte, wo ich also in dieser fürchterlichen Situation war, mitten in einem deutschen Satz sagen zu müssen: ‚Wie sagt man noch‘, um dann das englische Wort einfließen zu lassen, da war ich entsetzt, ‚von den Socken‘. Das war das Moment des Heimwehs. Ich war dabei, mir etwas abhanden kommen zu lassen. Nicht nur ein Wort, und dann wohl langsam immer mehr Wörter, was ja schon schlimm genug war, nein, diese Wörter standen ja für etwas anderes, für meine Sprache ... Meine Sprache war auch meine Haltung, mein Verhältnis zur Welt.“

Der Begriff Heimat wurde in der Zeit nach dem Krieg häufig diskutiert, denn Flüchtlinge und Vertriebene aus Ostpreußen, aus Schlesien, dem Sudetenland und anderen Gebieten veranstalteten den „Tag der Heimat“, an dem 1956 Vertriebenenminister Theodor Oberländer, ein Alt-Nazi, der schon am Hitlerputsch am 9. November 1923 in München teilgenommen hatte, bekräftigte, dass die Bundesregierung die Forderung der Vertriebenen nach ihrem Heimatrecht unterstütze. Deren Heimatbegriff mag heute noch die AfD vertreten, weil Heimat angeblich „dem geographisch, sprachlich und mental bestimmten Raum,“ ja, weil Heimat der Identität Sinn und Wert verleiht. Das ist mir zu rückwärts gewandt.

Mich beschäftigt heute eine modernere, eine der Zeit angemessene Definition von Heimat und Heimatgefühl. Bezieht sich der Heimatbegriff der Rechtsextremen in Deutschland auf die Erde, die Scholle, die Vergangenheit, so gründet das neue Heimatgefühl auf dem kritisch erarbeiteten Wissen um die Geschichte und auf vielen anderen Elementen, die in so manch einem Fall überhaupt nichts mehr mit dem Ort der Herkunft gemein haben.

Heimat mag man als Wort ablehnen, aus der unberechtigten Sorge heraus, es sei ein Begriff aus dem „Wörterbuch der Unmenschen“, sie bleibt trotzdem ein Grundgefühl der meisten Menschen.

Es hat eine Weile gedauert, bis ich gelernt habe, dass nicht allein das Gefühl für Heimat hilft, eine Gemeinschaft zusammen zu halten. Und es ist auch nicht verwunderlich, dass mich diese Erkenntnis in Frankreich ereilte, wo ich drei Jahre in eine französische Schule ging und zehn Jahre lang als ARD-Fernsehkorrespondent arbeitete. Ich begann, ein Volk zu bewundern, das – ganz anders als die Deutschen – in sich ruht, weil es sich zu seiner Identität bekennt und mit ihr eins zu sein scheint.

Wenn ich in Deutschland gegenüber meinen Gesprächspartnern das unverbrüchliche Bekenntnis der Franzosen zu ihrer Identität lobte, wohl weil ich mir – vielleicht ein wenig naiv – das Gleiche für mein Land, für die Deutschen wünschte, erfuhr ich Misstrauen und Ablehnung. Der kluge Rechtsprofessor, SPD-Politiker und zeitweise Kanzleramtsminister von Willy Brandt, Horst Ehmke, mit dem ich gern stritt, hielt davon gar nichts. Noch in der Hauptstadtdebatte im Bonner Bundestag sagte er zur „deutschen Identität, ich liebe dieses Wort nicht besonders, weil es auf die Kategorien von Vergangenheit und Geschlossenheit rekurriert. Ich rede lieber von Selbstverständnis. Die Deutschen sind ja nicht seit Hermann dem Cherusker ein- und dieselben geblieben.“ Für ihn war Identität offenbar das, was es heute noch für Vertreter der AfD und andere Rechtsradikale ist, wie etwa auch jene, die sich die Identitären nennen, übrigens eine Bewegung, die aus Frankreich stammt. Identität lässt sich leicht missbrauchen.

Und selbst gebildete Leute missverstehen „Identität“ häufig als eine reaktionäre Aussage wie – ich will es leicht ironisch formulieren – „alle Deutschen sind Germanen. Ausländer raus.“

Eine gewisse Verzweiflung überkam mich deshalb, als Bundespräsident Roman Herzog in seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 1994 kurzerhand die Existenz einer deutschen Identität abstritt. Er sagte: „Wer über dieses Thema spricht, von dem werden heute mehr Wehklagen als Aussagen erwartet. Aber daran will ich mich nicht beteiligen, zumal ich immer noch keinen gefunden habe, der mir erklären könnte, was ‚nationale Identität‘ eigentlich ist – ‚nationale Identität‘, die uns angeblich fehlt und die wir angeblich dringend benötigen.“ Ich vermute, dass auch er dem Irrglauben verfallen war, „nationale Identität“ entspringe dem Wortschatz der Vergangenheit. Was aber nicht der Fall ist.

Man mag die Existenz einer nationalen Identität ablehnen. Sie besteht trotzdem und ist zusammen mit dem Heimatgefühl ein wesentlicher Grundstein für eine funktionierende Gemeinschaft! Deshalb sollten wir uns zu einem neuen Heimatgefühl und zu unserer kollektiven Identität bekennen, um unser Land in eine vernünftige Zukunft führen zu können.

Ich habe es immer wieder erlebt, dass der Begriff „Identität“ vielen deutschen Politikern und Publizisten dann besonders unheimlich ist, wenn er nicht nur auf eine Person, sondern auf „die Deutschen“ als Gesamtheit bezogen wird. Das würde ja bedeuten, dass alle Deutschen etwas gemein hätten. Aber kollektive Identitäten sind so manchem Deutschen suspekt, denn sie „enden notorisch in der Uniformierung oder mit dem Ausschluss von Individuen,“ so schreibt es die Süddeutsche Zeitung. „Um jemanden zu diskriminieren, zu vertreiben und im Extremfall zu töten, muss man ihn nur möglichst vereinfachend identifizieren ... Wer diesen begrifflichen Kadaver noch einmal aus der Gruft zerrt, beweist also nur eines: Mut zur Peinlichkeit.“

Kritiker des Identitätsbegriffs meinen, „Identität“ könne man nicht haben, sie werde nur von der Obrigkeit verlangt zum Zweck der Verwaltung und Kontrolle ihrer Untertanen. Ähnlich argumentiert der französische Philosoph Michel Serres, der sich gegen den Gebrauch des Wortes wehrt, wenn es sich nicht um die Einzigartigkeit einer Person, sondern um eine kollektive Zuordnung handelt.

Serres geht bei seiner Argumentation von dem Wort „carte d'identité“, der französischen Bezeichnung für Personalausweis, aus. Dieser Ausweis, der die „identité – Identität“ einer Person festlegt, registriert einige Daten: das Aussehen auf einem Foto, Name, Vorname, Geburtsdatum, Geschlecht und Nationalität. Diese Fakten machen die amtlich festgestellte Identität aus und reichen zur Not der Polizei, um jemanden zu identifizieren, wiederzuerkennen.

Auf der „carte d'identité“ stellen allerdings nur die willkürlich zugeteilte Ausweisnummer und das Foto die Einzigartigkeit der Person dar. Das Foto aber verändert und wandelt sich mit dem Prozess des Alterns. Name und Vorname sind selbst in weniger geläufigen Kombinationen nicht einmalig. So gab, gibt es sowohl einen Professor für evangelische Theologie wie auch einen Journalisten, beide namens Ulrich Wickert.

Der Theologe erhielt Schmähbriefe von einem erzürnten Fernsehzuschauer, der Fernsehjournalist freundliche Post von einem Priester aus Taizé, der sich noch gern an die Gebete des vermeintlichen Theologen erinnerte.

Erst die Verbindung mehrerer Daten, von Name und Vorname mit Geschlecht und Geburtsdatum, schränkt die Auswahl zwischen mehreren Personen gleichen Namens ein. Hinzu kommt dann die Staatsbürgerschaft, die Nationalität. Sie bedeutet auf dem Ausweis nur die rechtliche Zuordnung zu einem staatlichen Gebilde und hat nichts mit Herkunft, Hautfarbe, Religion etc. zu tun. Je mehr biologische Eigenschaften zusammengetragen werden, um eine Person zu beschreiben, desto genauer lässt sich ihre „bürokratische“ Identität feststellen.

Schwerer zu erkennen und anzugeben sind die Charaktereigenschaften einer Person, die auch eine Rolle für die Ausbildung ihrer ganz eigenen Identität spielen. Denn die Identität einer Person (oder einer Sache) ist die völlige Übereinstimmung mit dem, was sie ist oder als was sie bezeichnet wird. Etwas ist immer nur mit sich und nie mit etwas anderem identisch.

So können zwei Dinge zwar gleich sein, aber nie identisch.

Eine biologische Mutter ist eben etwas anderes als eine Frau, bei der man aufgewachsen ist im Glauben, sie sei die Mutter. Sie sind nicht identisch.

Adoptierte Kinder wollen, einmal erwachsen, plötzlich ihre wahre Mutter oder ihren Vater finden. Menschen, die durch Samenspenden gezeugt wurden, kämpfen um das Recht, den Namen ihres biologischen Vaters zu erfahren. Sie wollen wissen, wer sie sind.

Wer nur die Theorie sieht, versteht die Bedürfnisse des Menschen nicht. Der Mensch

möchte nun einmal seine Wurzeln kennen. Ist das nicht auch eine der tieferen Ursachen, weshalb Religionen wie das Christentum erfunden wurden, um Gläubigen zu erklären, ihre Wurzeln führten zurück bis zu Adam und Eva?

Der Begriff Identität wird in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedlich benutzt. Die Psychologie geht davon aus, dass sich die Identität einer Person aus ihrer Wahrnehmung entwickelt. Jede Person hat ihre eigene Innenwelt und dadurch eine ihr eigene Art, die Welt zu sehen und sich darin zu platzieren. Ihre Innenwelt sagt ihr, wer sie ist, und sie entwickelt ihre Identität. Aber diese Innenwelt ist abhängig von der Außenwelt. Denn jede Person nimmt wahr, wie die Außenwelt auf sie reagiert. Und diese Wahrnehmung wird verarbeitet, was wiederum meist zu einer Veränderung der Innenwelt führt. Da ein Mensch während seines Lebens immer neuen, wechselnden Eindrücken ausgesetzt ist, verändert sich seine Identität. So gibt es keine festgeschriebene, unveränderliche Identität.

Persönlich habe auch ich mich lange mit der Frage nach der Existenz einer „kollektiven“ oder gar „nationalen“ Identität gequält. Gibt es sie oder etwa nicht? Als ich in den achtziger Jahren in Frankreich als ARD-Fernsehkorrespondent arbeitete, erschienen die drei Bände *L'IDENTITÉ DE LA FRANCE* des Historikers Fernand Braudel. Ich habe daraus viel über Frankreich gelernt, so viel, dass ich sogar eine Dokumentation über die gesellschaftliche Rolle der französischen Großfamilie für das Erste drehte.

Braudel geht mit dem Begriff „nationale Identität“ sorgsam um. Er weiß, dass dieser Begriff nicht politisch, weder rechts noch links, interpretiert werden darf, denn er ist „das lebendige Resultat alles dessen, was die unbeendbare Vergangenheit in aufeinanderfolgenden Schichten geduldig deponiert hat – ganz so, wie die kaum wahrnehmbaren Ablagerungen des Meeres mit der Zeit die mächtigen Aufwerfungen der Erdkruste gebildet haben“. In der deutschen Übersetzung lautete der Titel von Braudels Werk nur noch *FRANKREICH*. Der in Deutschland heftig umstrittene Begriff Identität war wohl der Angst zum Opfer gefallen, das Buch würde sich mit dem vollen Titel nicht so gut verkaufen.

Viele Deutsche hatten und haben offensichtlich Angst vor den „mächtigen Aufwerfungen“ in der deutschen Identität, denn dazu gehört auch die deutsche Geschichte zwischen 1933 und 1945. Wie belastend dieses Wissen sein kann, habe ich persönlich gespürt. Ich bin als ein in Tokio geborener Deutscher erst sehr viel später, durch Lernen besonders im Ausland, bewusst zum Deutschen geworden.

An einem Frühlingstag saß ich mit meinem Bruder im Café de Flore am Boulevard Saint Germain. Eine ältere Französin nahm in der Sonne Platz – à la terrasse, wie die Franzosen den Platz auf dem Gehweg nennen, den Bistrowirte mit Tischen vollstellen. Weil es warm war, zog sie ihre Jacke aus. Sie trug eine Bluse mit kurzen Ärmeln, und auf ihrem Unterarm war deutlich eine eintätowierte KZ-Nummer zu sehen. Wir hatten ge-

rade deutsch gesprochen. Jetzt verstummten wir. Würde der Klang deutscher Worte diese Frau nicht verletzen? Ich schämte mich. Wir sind bald schweigend gegangen. Das war etwa zwanzig Jahre nach Kriegsende. Diese kurze, persönliche Begegnung mit der deutschen Vergangenheit habe ich bis heute nicht vergessen. Inzwischen haben sich viele, auch weit bedrückendere Erlebnisse hinzugesellt.

Wenn ich damals in meinen Zwanzigern nach meiner Nationalität gefragt wurde, lautete die Antwort: „In meinem Pass steht: deutsch.“ Darin lag eine klare und bewusst geäußerte Distanzierung vom Deutschsein. Aber im Ausland wurde dieses künstliche Abstandnehmen von der eigenen Nationalität nicht akzeptiert. Wenn „deutsch“ im Pass stand, dann gehörte ich zu dem Volk, das den Zweiten Weltkrieg angefangen und dessen Armeen Millionen von Kindern, Frauen, Männern erschossen haben, das die Konzentrationslager und die Gaskammern gebaut hat. Punktum. Selbst wenn ich bei Kriegsende erst zweieinhalb Jahre alt war, ließ sich daran nicht rütteln, dass ich Deutscher war.

Ich habe aber auch gelernt, dass mit der nationalen Identität nicht notwendigerweise ein Stigma an mir persönlich heftet. Deshalb brauche ich mich nicht vor der deutschen Identität zu fürchten.

Die Entwicklung der persönlichen Identität endet nie. Auf das Erlebnis im Bistro folgten – der Journalistenberuf bringt es mit sich – noch andere.

Zweiundvierzig Jahre nach der Befreiung der Deutschen vom Nationalsozialismus fand in Lyon der Prozess gegen den SS-Obersturmbannführer Klaus Barbie statt, genannt der „Schlächter von Lyon“. Als Nebenklägerinnen traten auch Frauen auf, deren Männer und Kinder von Barbie gefoltert, ermordet oder in die Gaskammern geschickt worden waren. Einige von ihnen konnte ich dank der Vermittlung ihrer Anwälte sprechen und zwei von ihnen sagten: „Sie sind der erste Deutsche, mit dem ich seit vierzig Jahren spreche.“ Sie erkannten mich nicht nur als Menschen an, sondern auch als Deutschen. Und ich wusste, dass ich mich weder schuldig fühlen noch schämen musste. Ihre Anwälte hatten dafür gebürgt, dass ich ein „anständiger“ Deutscher sei.

Eine achtzigjährige Frau hatte ihren Mann, einen jüdischen Bäcker, und drei ihrer vier Kinder durch den SS-Mann Barbie verloren. Drei Kinder konnte sie zunächst in dem geheimen jüdischen Kinderheim von Izieu verstecken, das vierte war noch ein kleines Baby, das sie bei sich behielt. Barbie aber entdeckte das Heim und ließ alle Kinder mit ihren Betreuern nach Auschwitz in die Gaskammern schicken. Die Frau und das Baby überlebten. Vierzig Jahre nach dem Krieg traf ich sie, begleitet von einem stattlichen Mann, ihrem letzten Kind, und ich befragte sie zu den damaligen Vorgängen. Sie sagte unter Tränen: „Ich habe doch niemandem etwas getan.“ Sie verstand immer noch nicht, was ihr widerfahren war. Ich unterdrückte es, mein Mitfühlen zu zeigen, schämte mich, obwohl ich mir keiner Schuld bewusst war. Mir war unwohl, zu dem Volk zu gehören, aus dem Klaus Barbie stammt.

Und heute schäme ich mich, ja, ich will ehrlich sein, macht es mich zornig und wütend, wenn ein Politiker wie AfD-Chef Alexander Gauland über die Zeit der Nazi-Mörder sagt, Hitler und die Nationalsozialisten seien „nur ein Vogelschiss“ in 1000 Jahren deutscher Geschichte. Und es ist mir unverständlich, wie man dieser Partei – und sei es aus Protest – bei Wahlen seine Stimme geben kann. Dass es Hunderttausende dennoch tun, beweist, dass in unserem Wertesystem etwas nicht stimmt.

Es bleibt einem nicht erspart: Man muss lernen, Deutscher zu sein und mit seiner nationalen Identität bewusst umzugehen.

Das fällt aber mehr als siebenzig Jahre nach Ende des Nationalsozialismus sogar jenen schwer, die lange nach Kriegsende geboren wurden. Als ich dieses Thema letztens gegenüber einer etwa vierzigjährigen Deutschen ansprach, winkte sie lachend ab und meinte, sie habe kein Problem mit der deutschen Identität: „Denn ich habe nur eine europäische Identität.“ Ihr fiel dabei nicht auf, dass sie sich mit ihrer Aussage selbst widersprach und aus der deutschen Identität zu fliehen versuchte. Vergeblich. Denn im Ausland, selbst bei unseren nächsten Nachbarn, wird sie niemand als Europäerin identifizieren, sondern stets als Deutsche. Schon allein durch ihren Akzent. Was wäre das auch: eine Europäerin?

Spätestens das Ausland spiegelt jedem Menschen seine nationale Identität zurück.

Der Soziologe Norbert Elias, der 1933 vor den Nazis aus Deutschland nach Großbritannien floh, unterscheidet zwischen Ich-Identität (Individuum) und Wir-Identität (Gesellschaft). Beide hängen voneinander ab. Elias begründet dies damit, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Kollektivs eine Rolle in der Bildung der individuellen Identität spielt.

Genauso wie die Familie mit ihrer eigenen Geschichte behaftet ist, so sind es auch der Ort, an dem die Person aufwächst, und der Staat. Jede Gemeinschaft verfügt über besondere kulturelle Merkmale, deren herausragendes die Sprache ist. Schon in der kleinen Kollektivität der Familie werden besondere sprachliche Eigenheiten benutzt. Sogar ganz banale kindliche Erlebnisse können sich so in der Identität festsetzen, dass sie sich im Moment großer Lebensangst unbewusst melden.

So erzählt Günter Grass in seinem Buch VOM HÄUTEN DER ZWIEBEL von dem schrecklichen Augenblick, in dem er sich zu Kriegsende als kleiner, kaum ausgebildeter Soldat befand. Seine Einheit war vom Russen erschossen worden, er irrte nachts durch einen Wald. Da hörte er jemanden kommen. Aus Angst fing er an „Hänschen klein ...“ zu singen. Damit machte er unbewusst auf seine deutsche Identität aufmerksam. Die Schritte gehörten zu einem deutschen Soldaten, der ihn mitnahm.

Das mag als Beispiel dafür dienen, dass der Einzelne aus den gemeinsamen Erfahrungen seiner Umwelt beides entwickelt: Seine Ich- wie auch seine Wir-Identität. Dazu muss ihm allerdings erst einmal bewusst werden, dass er eine Identität hat.

„Die längste Zeit kam ich gut ohne eine Identität als Deutscher aus. Heute wird sie mir aufgezwungen“, so schreibt der Autor und Journalist Stephan Lebert. Auf einer ganzen Seite in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT erzählt Lebert, was er einen kleinen „politischen Bildungsroman“ nennt. Nicht die Identität wird ihm aufgezwungen, sondern das Bewusstsein, dass er eine deutsche, also eine nationale – oder nennen wir sie eine kollektive – Identität hat.

Die Bildung seiner Identität fing spätestens in der Schulzeit an, als sein Vater ihm, damals elf Jahre alt, und seinem Bruder eines Morgens sagte: „Ihr geht heute nicht in die Schule, ihr schaut heute Fernsehen. Es ging um den Kanzler Willy Brandt und darum, ob er gestürzt wird oder nicht...“ Im Bundestag fand die Abstimmung über das Misstrauensvotum gegen Bundeskanzler Willy Brandt statt in einem Moment, in dem die Opposition über eine Mehrheit zu verfügen schien. Ein dramatischer Moment. Denn es ging auch darum, ob die Friedenspolitik von Brandt weiterverfolgt werden könne. Lebert schreibt: „Wir saßen stundenlang vor dem Fernseher, und ich habe sicherlich das meiste nicht verstanden, was da geredet wurde. Aber eines habe ich ganz sicher verstanden: Es ist nicht egal, wer da regiert, im Gegenteil – es ist sehr, sehr wichtig.“

Leberts Vater, Jahrgang 1929, „litt sein ganzes Leben lang darunter, dass er ein begeisterter Hitlerjunge war. Er war überzeugt, wenn die Nazis den Krieg nicht verloren hätten, wäre er ein übler Täter geworden, nichts habe darauf hingewiesen, dass es anders geworden wäre.“

Die Geschichte seiner Familie, die Klugheit seiner Eltern, mit dieser Geschichte kritisch umzugehen, führte bei Lebert zu der Erkenntnis: „Der Blick auf mein Land, auf dieses Deutschland, war tief geprägt von Unsicherheit und Misstrauen, von dem Gefühl, es liegt unter der Oberfläche etwas Böses und Gefährliches, und wenn man nicht aufpasst, kommt es wieder zum Vorschein. So bin ich aufgewachsen. So habe ich weitergelebt.“ Die Zweifel, die Lebert am eigenen Land äußert, sind typischer Ausdruck der nationalen Identität eines bewusst denkenden Deutschen, denn er schrieb von Zweifeln am eigenen Land, wobei er aber nicht in „deutschen Selbsthass“ verfiel. Im Gegenteil, seine Selbstzweifel um die gebrochene deutsche Identität führten dazu, dass er begann, sich darin wohlfühlen.

Er fühlt sich wohl, weil er sich sowohl mit dem Kniefall von Willy Brandt im Warschauer Ghetto wie auch mit dem „Mantra von Helmut Kohl, Deutschland dürfe sich in Europa nie als Nummer Eins aufspielen, müsse immer ein großzügiger und bescheidener Nachbar bleiben, immer eingebettet in die Entscheidungen der Verbündeten“ identifizieren kann. So akzeptiert er, dass Deutschland anders ist als andere Länder. „Wir sind geschichtsbewusster, vielleicht auch demokratischer. Wir sind vorsichtiger, distanzierter, vielleicht auch verklemmter. Ich fing jedenfalls an, eine positive Eigenschaft nach der anderen in mein deutsches Bilderbuch zu kleben.“

Einem Engländer oder einem Franzosen, einem Spanier oder einem Italiener kämen nie solche Gedanken. Deren kollektive Identitäten sind anders gewachsen.

Aber an Alexander Gauland, der mit seiner „Vogelschiss“-Parole so redet wie Rechtsradikale in Frankreich und Holland, Polen oder Ungarn und Österreich, ist wenig von der heutigen deutschen Identität, wie sie Lebert für sich beschreibt, und von den Werten, die sie prägt, hängen geblieben. Das Gedankengut, auf das er und die AfD sich berufen, hat nichts gemein mit dem, was heute die große Mehrheit unter „Deutschsein“ versteht. Nach einem Gutachten des Verfassungsschutzes vertritt Gauland „völkisch-nationalistische Gesellschaftsbilder“. Er diffamiert diejenigen, „die nicht Bestandteil der eigenen, aufgewerteten Gruppe sind“. In einer Rede auf dem brandenburgischen AfD-Landesparteitag 2018 soll Gauland laut Gutachten des Verfassungsschutzes „die demokratische Ordnung als Ganzes in Frage gestellt, als angebliches Unrechtsregime gebrandmarkt und ihr letztlich die Legitimation abgesprochen“ haben.

Die Besonderheiten einer kollektiven Erfahrung, wie etwa die Geschichte des Nationalsozialismus und der Holocaust, führen zu einer speziellen Prägung der Identität eines Deutschen. Je nachdem, wie er mit diesem Teil der deutschen Geschichte konfrontiert wird und ihn für sich reflektiert. Doch gerade dieser Teil des kollektiven Bewusstseins kann ebenso zu einer kritischen Störung des Gefühls der Identität führen, die einen Deutschen trifft.

Es darf hier kein Missverständnis geben: Wenn von nationaler Identität gesprochen wird, so bedeutet dies nicht, dass die Kollektivität mit einer fest gefügten Identität versehen ist, wie es Anhänger der „Identitären Bewegung“ oder rechtsradikaler Gruppierungen und Parteien gern behaupten.

Identitäten – ob individuelle oder kollektive – wandeln sich, denn sie sind einem ständigen Lernprozess und daraus folgenden Veränderungen unterworfen. Insofern ist auch der Begriff Leitkultur falsch, wenn er statisch, unveränderbar benutzt wird. Der Wandel der Identität durch besondere Ereignisse lässt sich gut und verständlich an der Person des französischen Politologen Alfred Grosser, unter anderem Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, verfolgen. Grosser kam 1925 in Frankfurt am Main auf die Welt. Am Ersten Weltkrieg hatte sein patriotisch gestimmter Vater Paul Grosser, wie so viele Deutsche jüdischen Glaubens, als Stabsarzt am Frankreichfeldzug teilgenommen, war bereits im November 1914 mit dem Eisernen Kreuz Zweiter Klasse, später sogar mit dem „EK I“ ausgezeichnet worden.

Doch dann kam Hitler an die Macht.

Im April 1933 gab der Dekan der Medizinischen Fakultät in Frankfurt dem Arzt Paul Grosser „den Rat“, seine Vorlesungen einzustellen. Dann wurde das Kinderkrankenhaus, an dem er als leitender Arzt arbeitete, „arisiert“, so dass Grosser im Dezember 1933 beschloss, mit seiner Frau und beiden Kindern nach Frankreich zu emigrieren. Der Ent-

schluss, auszuwandern, so schreibt später Sohn Alfred, ist „gekommen, als mein Vater aus dem Verband der Eisernes-Kreuz-Träger hinausgeworfen wurde, denn das zeigte ihm, dass er nicht mehr als Deutscher betrachtet wurde“.

Schon wenige Monate nach der Flucht starb Paul Grosser im französischen Exil.

Der Tod des Vaters hat Alfreds „Französischwerden“ entscheidend beeinflusst. Denn jetzt war für seine Mutter klar, dass ihre Kinder endgültig in Frankreich Wurzeln schlagen mussten. Die französische Schule hat die Eingliederung des jungen Deutschen leicht gemacht: Die Religion spielte keine Rolle, der Geschichtsunterricht dagegen eine besonders starke bei der Prägung der „nationalen Identität“.

„Wären meine Eltern nach London gezogen“, schreibt Grosser, „so wäre ich wahrscheinlich im Emigrantenviertel Golders Green einer unter anderen gewesen, in dauerhafter Verbindung mit dem Judentum und mit einem durch Bitterkeit und Ablehnung lebendig bleibenden Deutschtum. Das gleiche hätte für New York gegolten.“

In Frankreich aber sei es anders gewesen. Die jahrelange, ins Positive verzerrte Beschäftigung mit der französischen Geschichte habe Folgendes bewirkt: „Napoleon war mein Großvater, Jeanne d’Arc meine Ururgroßmutter und Goethe ein großer, aber ausländischer Dichter.“

Zwar kann sich die Identität verändern und entwickeln, aber man kann ihr nicht entfliehen, selbst wenn man es möchte, wie es an Georges-Arthur Goldschmidts Beispiel deutlich wird: Mehr als siebenzig Jahre lang war der 1928 in Reinbek bei Hamburg geborene Goldschmidt schon Franzose, doch über sein Geburtsland sagte er immer noch: „Meine Beziehung zu diesem Land ist eine Hassliebe. Ich mochte das Deutsche nicht mehr, weil es die Sprache derjenigen war, die mich tot wollten.“ Seine deutschen Eltern stammten aus einer im 19. Jahrhundert zum Protestantismus konvertierten jüdischen Familie. Nach den Rassengesetzen der Nazis waren sie aber keine Protestanten, sondern Juden.

Als Jürgen geboren, wurde der spätere Georges-Arthur mit seinem Bruder von seinen Eltern 1938 nach Italien geschickt, von dort flohen sie nach Frankreich, wo Jürgen, der sich jetzt Georges-Arthur nannte, in einem Pensionat in Savoyen unterkam. Das Dorf, in dessen Umgebung die Schule lag, wurde von den Deutschen besetzt, und die Gestapo durchsuchte eines Tages das Internat. Georges-Arthur war gewarnt worden und konnte rechtzeitig fliehen. „Ein anderer Junge ist aber von der Gestapo mitgenommen worden“, so erzählte Goldschmidt Ende 2018 in einem ZEIT-Interview, „ein junger Pole, der nur Jiddisch konnte und für den ich Französisch gedolmetscht hatte. .... Seitdem frage ich mich: Warum bist du so umstandslos durchgekommen, und er ist gestorben?“

Nach dem Krieg wird Goldschmidt Franzose, studiert in Paris, wird Lehrer und unterrichtet an verschiedenen Gymnasien bis zu seiner Pensionierung. Nebenbei übersetzt er Johann Wolfgang von Goethe, Franz Kafka, Walter Benjamin, Friedrich Nietzsche aus dem Deutschen ins Französische. Auf Französisch schreibt er Essays und Romane,

die Peter Handke, mit dem er befreundet ist, ins Deutsche überträgt, während er Handke ins Französische übersetzt. Wie aber sieht er sich selbst? Franzose oder Deutscher?

Georges-Arthur Goldschmidt ist sich eines Zwiespalts bewusst: „Meine autobiografischen Bücher habe ich instinktiv auf Deutsch geschrieben, auch als Provokation, um den Deutschen zu zeigen, dass sie mich nicht totgekriegt hatten. Dieses Land war mir nie gleichgültig, und trotz meiner Weigerung gehöre ich dazu. Ich habe nur ein unbestimmtes Gefühl der Anderswertigkeit. Der eine Teil meiner Persönlichkeit ist zutiefst deutsch, der andere durch und durch französisch. Meine Frau lacht sich tot, wenn sie das liest, sie sagt: Deutscher als du gibst’s nicht.“

Man muss nicht von französischen Eltern abstammen, um eine französische Identität zu erwerben. Man muss auch nicht von deutschen Eltern abstammen, um sich eine deutsche Identität anzueignen.

„Denk ich an Deutschland“ nennt der Deutschlandfunk eine zehnminütige Sendung, in der sich jeden Sonntag früh eine Person dazu äußert, wie sie zu Deutschland steht. Der in Hamburg geborene deutsche Filmregisseur Fatih Akin, dessen Eltern aus der Türkei stammen, meinte dort, ob er sich als Deutscher, als Türke, als Deutsch-Türke oder als Mensch definiere, hänge davon ab, in welchem Zusammenhang das von Bedeutung sei. Er spricht von dem Gefühl der Liebe zum Geburtsland und bekennt, dass Deutschland seine Heimat sei. Was er nicht nur geografisch meint. Fatih Akin liebt Deutschland als Idee, „wo noch gelesen wird, wo es Schulpflicht gibt, wo es noch Meinungsfreiheit gibt. Das sind wichtige Werte, die es zu verteidigen gilt.“ „Deutschland“, so Fatih Akin, „ist meine Heimat.“ Und so sagt er auch unmissverständlich und klar über Deutschland: „Ich identifiziere mich auch mit diesem Land.“ Damit bekennt Fatih Akin, dass er seine nationale Identität als Deutscher wahrnimmt und daraus auch Konsequenzen zieht, wenn es auch eine Weile gedauert hat, bis sein Bewusstsein und seine Gefühle soweit gereift waren. Seine anfängliche Unsicherheit betraf besonders die Frage des Völkermords der Deutschen an den Juden. Zunächst fragte sich Akin, was er damit zu tun habe. Er habe „seinen eigenen Völkermord“ zu tragen und meinte damit die Ermordung der Armenier in der Türkei zu Zeiten des Ersten Weltkriegs. Schließlich findet seine nationale Identität ihre Heimat, indem Fatih Akin die Konsequenzen aus der deutschen Geschichte zieht: „Ich habe als Mensch für jeden Völkermord in der Welt, ob Namibia, auf den Philippinen ... Verantwortung.“

Verantwortung ist ein Schlüsselbegriff, wenn es um die nationale Identität und Heimat geht. Mit dem Bekenntnis zu seiner Heimat wird man eins mit seiner nationalen Identität. Wie sagt doch Jürgen Habermas:

„Erst das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu ‚demselben‘ Volk macht die Untertanen zu Bürgern eines einzigen politischen Gemeinwesens – zu Mitgliedern, die sich füreinander verantwortlich fühlen können.“ Das ist die Grundlage jeder Demokratie.

Es ist merkwürdig, dass eine betroffene Person ihre Identität häufig nicht erkennt. Aber der bewusste Teil der Identitätsbildung ist wichtig und hat für den Philosophen Jürgen Habermas eine besondere Bedeutung:

„Erst das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu ‚demselben‘ Volk macht die Untertanen zu Bürgern eines einzigen politischen Gemeinwesens zu Mitgliedern, die sich füreinander verantwortlich fühlen können. Die Nation oder der Volksgeist – die erste moderne Form kollektiver Identität überhaupt – versorgt die rechtlich konstituierte Staatsform mit einem kulturellen Substrat.“

Die Überlegungen von Jürgen Habermas sind von der Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit geprägt. Demnach hat eine Gesellschaft keine Identität wie ein Gegenstand oder eine Person, die in deren Einzigartigkeit besteht.

Der Philosoph Habermas meint, dass ethische Bedingungen Voraussetzungen sind, die erfüllt werden müssen, um eine nationale Identität vernünftig nennen zu können. Der Begriff von der nationalen Identität darf demnach nicht angewandt werden, um einen Teil der Bevölkerung ein- und einen anderen auszuschließen. Das aber versuchen Rechtsradikale, indem sie Identität rückwärtsgewandt und ethnisch, also völkisch definieren.

Aus der Definition von Habermas folgt, dass ein jeder Bürger sich haftbar fühlen muss für den Zustand seiner Gesellschaft, insbesondere zu handeln hat, wenn sich undemokratische Entwicklungen andeuten. Der Bürger trägt also Verantwortung. Dafür aber muss er sich erst einmal zu seiner Gesellschaft bekennen.

Wenn wir von einer „nationalen“ Identität sprechen, müssen wir uns die Frage stellen, wie wir Nation definieren? In Deutschland war die Nation lange Zeit völkisch begründet als Schicksalsgemeinschaft. Doch nach dem III. Reich und dem Nationalsozialismus hielt auch in Deutschland die französische Definition von Nation Einzug, nach dem Motto – so Habermas: „Nationalstaat und Demokratie sind als Zwillinge aus der Französischen Revolution hervorgegangen.“ Dieser Gedanke hat sich in der breiten Öffentlichkeit aber noch nicht durchgesetzt.

Man spricht nun von der Staatsbürgernation, die ihre Identität nicht in ethnisch-kulturellen Gemeinsamkeiten findet, sondern in der Praxis von Bürgern, die ihre demokratischen Rechte ausüben. Aus der Überlegung heraus, dass sich die Bürger in einem Staat zu einem gemeinsamen politischen Willen zusammenschließen, entwickelte 1979 der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger den Begriff des Verfassungspatriotismus. Ein Gedanke, den Philosophen wie Jürgen Habermas und Politiker wie Bundespräsident Richard von Weizsäcker übernahmen und verbreiteten.

Das Wort „Nation“ war für viele Deutsche zu belastet durch den Nationalsozialismus und damit zusammenhängend mit Nationalismus. Nun meinte Dolf Sternberger, die Staatsbürger müssten sich mit ihrem Verfassungsstaat identifizieren, und dies gelänge am besten in der Form des Patriotismus, der Vaterlandsliebe als Bürgertugend deute: „Ich

wollte nicht einen Ersatz für den nationalen Patriotismus bieten. Vielmehr wollte ich darauf aufmerksam machen, dass Patriotismus in einer europäischen Haupttradition schon immer und wesentlich etwas mit Staatsverfassung zu tun hatte, ja dass Patriotismus ursprünglich und wesentlich Verfassungspatriotismus gewesen ist.“ Allerdings steckt in dem Wort vom Verfassungspatriotismus ein Widerspruch. Die Verfassung beruft sich auf universelle ethische Werte. In Artikel I des Grundgesetzes heißt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Im Patriotismus werden die Staatsbürger eingeschworen auf die Treue gegenüber ihrer Nation. In Treue, Loyalitäten steckt aber nicht nur Vernunft, sondern stecken auch Gefühle. Gefühlen ist eigen, dass sie die Fähigkeit haben abstrakte Gedanken, wie sie im Verfassungspatriotismus stecken, ins Wanken zu bringen.

Wolfgang Schäuble sagte mir, als wir ein Gespräch über Identität und Nation führten, er habe über den Begriff Verfassungspatriotismus, den er kritisch sieht, in Freiburg mit Professor Dieter Oberndörfer diskutiert. „Da habe ich gesagt: ‚Oberndörfer, wenn Deutschland gegen Frankreich spielt – für wen sind Sie?‘ ‚Blöde Frage‘, hat er mir geantwortet. ‚Doch, Sie müssen antworten. Denn wenn Sie sagen, Sie seien für Deutschland, dann folgt die Anschlussfrage: Warum ist die französische Verfassung schlechter?‘“

Ganz schlitzohrig fügte Schäuble dann hinzu: „Aber die ganze nationale Identität löst sich sofort auf, wenn der KSC (Karlsruhe – aus Baden) gegen den VfB (Stuttgart – aus Schwaben) spielt.“ („Schwaben schaffen, Badener denken“, diese Herausbildung regionaler Identitäten und Vorurteile findet erst seit dem späten 19. Jahrhundert Einzug ins kollektive Gedächtnis. Mitschuld an der Feindschaft war Napoleon. Er machte bei seinen Eroberungszügen das Herzogtum Württemberg zum Königreich mit Hauptstadt Stuttgart, während in Baden nur ein Großherzog in der Hauptstadt Karlsruhe regierte.)

Die kollektive Identität kennt eben ihre Abstufungen. Das zeigt wieder einmal, dass eine Identität nicht absolut als „national“ festgelegt werden darf.

National denkt Schäuble, wenn die Mannschaft gegen ein ausländisches Team spielt. Regional denkt er, wenn seine Heimatmannschaft gegen einen anderen deutschen Verein spielt.

Schäuble zieht daraus den Schluss: „Ich würde mich wohl leichter von einem Schwarzwälder oder Badener in einen Hanseaten verwandeln als in einen Franzosen.“

Als Cem Özdemir, lange Jahre Bundesvorsitzender der Grünen, im Januar 2019 in Heidelberg mit dem Dolf-Sternberger-Preis ausgezeichnet wurde, hielt er eine bemerkenswerte Rede, in der er schilderte, wie er als Migrantenkinder durch seine Lehrerin Frau Mogg zum Verfassungspatrioten wurde. Ihre Begeisterung für Politik hat ihn angesteckt: „Bei uns zu Hause gab es keine deutschen Tageszeitungen, nicht einmal die Lokalzeitung. Also hat sich Frau Mogg etwas einfallen lassen: hat ihre Klasse mitgenommen zu einer Gemeinderatssitzung, hat mir als Hausaufgabe aufgegeben, zwei Wochen lang die ‚Ta-

gesschau‘ zu gucken. Und plötzlich erkannte ich, dass das, was ich in der Lokalzeitung las, in der ‚Tagesschau‘ sah, mein Leben mit bestimmte.

Frau Mogg führte mich, das Migrantenkind, ganz selbstverständlich an politische Teilhabe heran, weil ich für sie genauso ein Teil derselben Gesellschaft, derselben Wertegemeinschaft war wie die Hans‘ und Marias in unserer Klasse.“

Im Alter von 16 Jahren beschloss der in Urach geborene Cem Özdemir deswegen, deutscher Staatsbürger zu werden. „Ich erfand mich damit keineswegs neu, sondern im Gegenteil: Ich erkannte, dass das Grundgesetz einen identitätsstiftenden Rahmen bietet, der mir ermöglichte, ich selbst zu sein und zu bleiben und trotzdem meinen Weg zu gehen.“

Der Verfassungspatriotismus prägt allerdings nur einen Teil der nationalen Identität. Nicht nur die Sprache, nicht nur die Zivilisation, die aus Märchen und Mythen, Gedichten und Geschichten, Erlebtem und Erzähltem besteht, prägen den Zusammenhalt. Auch nationale Gemeinsamkeiten, die aus einer Nationwerdung, aus einer längeren Geschichte, aus Erinnerungen und Erfahrungen herrühren, verbinden Individuen mit dem Ganzen.

Aber bei den Deutschen verhindert der durch den Nationalsozialismus und die nationalsozialistische Gräuelherrschaft erfolgte Bruch in der deutschen Geschichte die ungeprüfte Berufung auf die prägenden Elemente einer Nation. Bis aber neue Gemeinsamkeiten und Mythen entstehen, muss geraume Zeit verstreichen.

Auch Symbole beeinflussen die nationale Identität: die Nationalhymne, der Nationalfeiertag, die Nationalfarben. Aber vor solchen Symbolen haben sich die meisten Bürger in den Nachkriegsjahren gehütet. In den achtziger Jahren gehörte es bei vielen sogar noch zum guten Ton, sich zu wünschen, dass die Fußballnationalmannschaft besiegt werde. Die Akzeptanz der Fahne hat bei den Deutschen erst durch die „Sommermärchen“ genannte Fußballweltmeisterschaft 2006 eine größere Zustimmung erhalten. Plötzlich wehten von den meisten Balkonen, an Autos, in den Stadien deutsche Fahnen. In den Fußballstadien schwenkten die Deutschen fröhlich Schwarz-Rot-Gold, malten sich die Farben mit Schminke ins Gesicht.

Auch ich hatte mir im Juni 2006 eine deutsche Fahne um den Hals gehängt, die mir meine Frau gekauft hatte, als wir mit Günter Grass und einem seiner Söhne im Olympiastadion in Berlin zum Viertelfinalspiel Deutschland gegen Argentinien erschienen. Ein deutscher Journalist schien verwundert und fragte mich, ob das Schwarz-Rot-Gold um meinen Hals nicht ein Ausdruck von Nationalismus sei. Ich verneinte es lachend. Dann wand er sich Günter Grass zu, was er denn dazu meine. Ach, antwortete Grass sehr zögerlich, er sei Verfassungspatriot. Allerdings hat Grass sich dann doch von der Unbekümmertheit der Deutschen anstecken lassen und trug beim nächsten Spiel der Deutschen im (dann verlorenen) Halbfinale gegen Italien auch einen schwarz-rot-goldenen Schal.

Und das Ausland entdeckte plötzlich ein fröhliches, unverkrampftes Volk. In Großbritannien, wo Deutschland in der Karikatur immer noch als Nazivolk dargestellt wurde, war die Wahrnehmung der „neuen“ deutschen Identität am stärksten spürbar – vielleicht, weil dort die Vorurteile noch am stärksten waren.

Nun hat sich die Weltpolitik Ende der achtziger Jahre in einer Weise geändert, wie sie kein Deutscher zu erträumen wagte. Und mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wurden Tabus aufgehoben, die bisher die Reflexionen auch deutscher Staatsdenker beeinflusst hatten.

Spätestens mit der deutschen Einheit wird die Frage nach der deutschen Nation wieder gestellt, und die Berufung auf die Verfassung reicht nicht mehr aus. Der Begriff Verfassungspatriotismus ist ungenügend, weil die Deutschen in der ehemaligen DDR das Grundgesetz von Westdeutschland annehmen mussten – ob sie wollten oder nicht.

„Ich sage bewusst ‚annehmen müssen‘, weil keine Zeit blieb, länger darüber nachzudenken“, erklärte der Dresdner Dirigent Udo Zimmermann ein Jahr nach der Vereinigung. Und er drückt damit aus, was selbst dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung viele ehemalige DDR-Bürger denken. Zimmermann meint, der Satz ‚annehmen müssen‘ sei genau der richtige Ausdruck, weil damals „keine Zeit blieb, über eigene Biografien, über vierzigjährige Lebensläufe, über Vita, über Lachen, Tränen, Hoffnung, Zweifel und Angst nachzudenken. Man konnte nicht sorgfältig genug prüfen, inwiefern ein Stück eigene Identität – die Identität eines vierzigjährigen Lebens, für manchen ein ganzes Leben – hier und dort verloren gehen musste ... Heute müssen wir das Fremde eines Staatsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland zu unserem Eigenen machen, ohne in dem Fremden schon richtig gelebt zu haben. Heute müssen wir Rechte verteidigen, ohne sie schon richtig zu besitzen. Vielleicht sind wir zur Stunde auf der Suche nach einer neuen Identität.“

Es wäre besser gewesen, die vereinten Deutschen hätten eine neue, gemeinsame Verfassung ausgearbeitet. Aber danach stand niemand der Sinn.

Wie kein anderer Bundespräsident hat sich Richard von Weizsäcker mit der Frage der deutschen Nation, ihrer Geschichte und den Folgen befasst. Er schafft die Begriffe Geschichtspatriotismus und Aufgabenpatriotismus. Damit will er sowohl das Verpflichtende wie auch das Verbindende hervorheben. Denn sowohl in der gemeinsamen Geschichte und wie auch in den gemeinsamen Aufgaben befanden sich, so Weizsäcker, „die entscheidenden Merkmale, die uns als das charakterisieren, was wir sind, was wir verletzt haben, was wir aber auch bewältigen können“.

Wer aus der Geschichte der Nationen Lehren zieht und bedenkt, dass die Menschen nicht nur vernunftgelenkt, sondern auch gemütsabhängig sind, der wird von mehreren Voraussetzungen ausgehen, um Nation – im Sinne von Nationalstaat – heute modern zu definieren:

- Die Nation umfasst eine Gesellschaft, die eine politische Willensgemeinschaft innerhalb eines bestimmten geografischen Gebietes bildet; diese Willensgemeinschaft gründet auf dem Gedanken des Selbstbestimmungsrechts und der Souveränität des Staatsvolks;
- alle Mitglieder der Gesellschaft sind vor dem Gesetz gleich und verstehen sich als Solidargemeinschaft;
- aus der gemeinsamen geschichtlichen und kulturellen Herkunft entwickelt die Nation einen Grundkonsens,
- aber die Gesellschaft umfasst auch mehrere Volks- und Kulturgruppen.

Theoretisch klingt diese Aufzählung gut, aber praktisch ist es sehr schwer, sich ausschließlich nach dieser Definition zu richten. Denn wie viel Müll aus der Geschichte schleppen die Deutschen noch mit sich, einmal als eine Last, die zu politischen Reaktionen oder auch leicht zu Selbsthass führt! Zum anderen aber überleben noch immer Reste aus Mythen, die Deutsche zu dem Glauben verleiten, sie seien „besser“ als sie selber dächten. Da wird etwa der geschichtliche und kulturelle Grundkonsens angesprochen, aber gibt es den überhaupt in Deutschland? Hat die DDR nicht einen anderen Weg zur Nation gesucht – und bleiben solche Gedanken nicht in den Köpfen der ostdeutschen Bürger bestehen?

Vor vier Monaten hatte ich die Ehre, in den Sächsischen Landtag hier in Dresden eingeladen zu werden, um dort zum Tag der Deutschen Einheit zu reden. Ich begann mit den Worten: Die Sachsen können heute stolz sein. Sie können stolz sein auf das, was dieser Tag, der 3. Oktober, verkörpert. Nicht nur die Sachsen können stolz sein, nein, auch die Menschen in Thüringen oder Sachsen-Anhalt, alle Ostdeutschen können stolz sein auf diesen Tag. Er heißt nun „Tag der Deutschen Einheit“.

Und was „Einheit“ in der deutschen Geschichte bedeutet, wissen wir alle. Deshalb heißt es in der 1841 gedichteten deutschen Nationalhymne auch: „Einigkeit und Recht und Freiheit“, während die Franzosen ihren Nationalfeiertag, den 14. Juli, verbinden mit „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Brüderlichkeit, ein Begriff, den ich heute mit Solidarität übersetzen würde.

Nationalfeiertage sollen eine besondere Rolle spielen für die Identifikation der Bürger mit ihrer Geschichte, bei der Anerkennung ihrer kollektiven Identität.

Das gilt für den 14. Juli der Franzosen, es trifft auch für den 4. Juli als Feier der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika zu.

Aber was heißt das für den deutschen Nationalfeiertag?

Der 3. Oktober erinnert an den Tag, an dem die neuen Bundesländer gemäß Artikel 23 Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland beigetreten sind. Dieser Beitritt ist der abschließende Akt dessen, was als Friedliche Revolution in der DDR begonnen hat.

Und in diesem geschichtlichen Vorgang spielt Sachsen und spielen die Sachsen eine wesentliche Rolle.

War nicht der 9. Oktober 1989 in Leipzig der ausschlaggebende Tag für das Gelingen dieser Friedlichen Revolution, nachdem in Plauen am 7. Oktober und in Dresden am 8. Oktober schon friedlich demonstriert worden war?

Der 9. Oktober war der Tag, an dem in Leipzig 70.000 Bürger auf die Straße gingen, obwohl sie nicht wussten, ob es zu einer heftigen Auseinandersetzung mit den Sicherheitskräften kommen würde.

Ihr Mut war ihr Sieg.

Der Staat zuckte damals zurück.

So führt eine direkte Linie vom 9. Oktober zum 9. November, zu dem Tag, an dem die Mauer fiel.

Nach dem 9. Oktober erhielt Leipzig, die zweite große Stadt in Sachsen, im Volksmund den Ehrentitel: Heldenstadt.

Das fügt sich doch gut, nebenbei gesagt, trägt doch Dresden schon den Beinamen: Elbflorenz.

Wenn ich sage: die Sachsen, wie alle Ostdeutschen, können heute stolz sein, mag manch ein kritischer Geist einwerfen: man kann nicht stolz sein auf ein Land mit solch einer Geschichte, wie sie sich im Dritten Reich spiegelt. Einer Geschichte mit einem angezettelten Zweiten Weltkrieg, mit Konzentrationslagern und Gaskammern.

Als ich Literaturnobelpreisträger Günter Grass einmal fragte, ob er stolz auf Deutschland sein könnte, erklärte er, er sei stolz auf eine konkrete Tatsache – nämlich dabei gewesen zu sein, als Bundeskanzler Willy Brandt bei seinem Besuch im Warschauer Getto, das auf Befehl Himmlers von den Deutschen 1944 völlig zerstört wurde, auf die Knie fiel und somit Scham und Reue ausdrückte.

Auch Bundespräsident Roman Herzog bezog seinen Stolz auf eine bestimmte, dem demokratischen Wert „Freiheit“ dienende Tat: „Auf die Bürgerbewegung, die die Freiheit im Osten unseres Landes erkämpfte, können wir auch alle stolz sein.“

Aber drückt sich dieser Stolz auch in der Wahl des Nationalfeiertags aus?

Jedes Land hat drei nationale Symbole, die Hymne sowie die Flagge und auch den Nationalfeiertag. Sie dienen dem Zusammenhalt, dem Gefühl, dass das Volk etwas Gemeinsames teilt, dass es zusammengehört. Als es darum ging, den dafür passenden Tag zu finden, wurden eine Reihe von Daten genannt.

Der 9. Oktober mit seiner Massendemonstration in Leipzig hätte es sein können. Oder der 9. November mit der Öffnung der Mauer. Der 9. November war aber auch der Tag, an dem Hitler 1923 in München versuchte zu putschen, an dem 1938 Juden verfolgt und Synagogen geplündert wurden.

Andererseits war der 9. November 1918 der Tag, an dem in Berlin die Republik ausgerufen wurde, was am 12. November 1918 zur Abdankung von Friedrich August, König von Sachsen führte, der damals gesagt haben soll: „Na da macht eiern Drägg alleene“.

Nun dient uns der 3. Oktober als nationales Symbol.

Das Datum ist mir weniger wichtig, als das, was der Tag verkörpert: Die Ostdeutschen haben mit ihrem Mut, mit der Überwindung von Angst, mit ihrer Hartnäckigkeit im Kampf für Freiheit der deutschen – der gesamtdeutschen Identität ein wichtiges Element hinzugefügt. Sie haben friedlich eine Diktatur niedergedrückt.

Solch ein Ereignis fehlte bisher in der deutschen Geschichte.

Wird nicht Lenin der ironische Satz zugeschrieben: „Revolution in Deutschland? Das wird nie etwas, wenn diese Deutschen einen Bahnhof stürmen wollen, kaufen die sich noch eine Bahnsteigkarte!“

Nicht nur darin wurde Lenin widerlegt.

Auf den Erfolg der Friedlichen Revolution, auf den erkämpften Sieg der Freiheit können alle Deutschen stolz sein, sie müssen es sich nur bewusst machen. Denn gerade der bewusste Teil der Identitätsbildung hat eine erhebliche soziale Bedeutung.

So meint der Philosoph Jürgen Habermas: „Erst das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu ‚demselben‘ Volk macht die Untertanen zu Bürgern eines einzigen politischen Gemeinwesens, – zu Mitgliedern, die sich füreinander verantwortlich fühlen können. Die Nation oder der Volksgeist – die erste moderne Form kollektiver Identität überhaupt – versorgt die rechtlich konstituierte Staatsform mit einem kulturellen Substrat.“

Für Habermas, dessen Überlegungen von der Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit geprägt sind, hat eine Gesellschaft keine Identität wie ein Gegenstand oder eine Person, die in deren Einzigartigkeit besteht. Habermas stellt ethische Bedingungen, Voraussetzungen, die erfüllt werden müssen, damit eine nationale Identität vernünftig ... sein kann.

Nach Habermas zeichnet sich eine nationale Identität dadurch aus, dass sie nicht angewandt werden kann, wie es Rechtsradikale versuchen, indem sie Identität benutzen, um einen Teil der Bevölkerung ein- und einen anderen auszuschließen.

Aus seiner Definition folgt, dass ein jeder Bürger sich haftbar fühlen muss für den Zustand seiner Gesellschaft, insbesondere zu handeln hat, wenn sich undemokratische Entwicklungen andeuten.

Daraus ergibt sich: Der Bürger trägt Verantwortung für den Zustand „seiner Gesellschaft“. Dafür muss er sich aber erst einmal zu seiner Gesellschaft bekennen.

Sich zu seiner Gesellschaft, zu seiner nationalen Identität zu bekennen, muss man auch lernen. Und deshalb halte ich verstärkten Geschichtsunterricht in den oberen Klassen für dringend angebracht.

Ich selbst habe es auch lernen müssen. Als ich das Glück hatte, mit einem Stipendium in den USA zu studieren, war John F. Kennedy Präsident.

Und ein Satz, den er geprägt hat, ist mir zum Lebensmotto geworden.

„Frag nicht, was dein Land für dich tun kann, frag, was du für dein Land tun kannst.“

Damals war ich Student. Aber sofort nach meiner Rückkehr in die Bundesrepublik, habe ich mich in die Studentenselbstverwaltung wählen lassen, um Verantwortung – und sei es im Kleinen – zu übernehmen.

Und so sagte ich dann vor vier Monaten im Sächsischen Landtag: „Ich rufe heute allen zu: Übernehmen Sie Verantwortung: für die Gemeinschaft! Ja, ich will es sogar noch etwas pathetischer formulieren, da wir heute unseren nationalen Feiertag begehen: Setzt euch ein für diese Nation!“

Wer wissen will, wer er ist, muss wissen, woher er kommt, um zu sehen, wohin er will. Wenn wir uns also fragen, wer wir sind, müssen wir in die Zukunft gerichtet denken. Das bedeutet, dass wir umstrittene Begriffe wie Identität und Volk, Nation und Heimat unserer Zeit entsprechend definieren müssen. Und was bedeutet das Wort „Deutsch“?

Viele wissen vielleicht nicht, dass „deutsch“ nie die Bezeichnung für die Herkunft von einem Volksstamm war, also nichts mit angeblich „deutschem Blut“ zu tun hatte, sondern „deutsch“ kam um das Jahr 1000 auf als Begriff für Menschen, die „deutsch“ sprachen.

Einen mich überzeugenden Grundgedanken zur nationalen Identität prägte der französische Staatsphilosoph Charles de Montesquieu. Er trennt das Menschsein von der politischen Identität jeder Person, indem er von sich sagt, er sei aus Notwendigkeit Mensch, aus Zufall Franzose. Dieser Grundsatz ist für mich bestimmend, wann immer von nationalen Identitäten geredet wird.

Mit seiner Feststellung: „Ich bin aus Notwendigkeit Mensch und Franzose aus Zufall“ stellt Montesquieu die Begriffe Notwendigkeit und Zufall genauso einander gegenüber wie Mensch und Nationalität. Mensch und Notwendigkeit entsprechen sich demnach ebenso wie Nationalität und Zufall.

Nun lehrt der Gegensatz von Notwendigkeit und Zufall nicht nur zu unterscheiden zwischen Menschsein und Zugehörigkeit zu einer Nation, sondern es ergibt sich daraus auch eine Abstufung, die verlangt, das Menschsein als einen absoluten Wert zu begreifen und die Zugehörigkeit zu einem Volk als einen relativen.

Als Mensch steht eine Person unter dem Schutz der allgemeingültigen Menschenrechte.

Als Franzose, Deutscher oder Türke kann eine Person zwar Respekt für seine nationalen Werte beanspruchen, doch allgemeingültig sind sie nicht. Sie können sogar im Widerspruch zu denen einer anderen Nation stehen.

In der Abstufung der Wertigkeiten liegt die angemessene Bedeutung einer nationalen Identität. Wer nach diesem Maßstab urteilt, der wird zu einer differenzierten Wahrnehmung von Menschen gelangen und nicht mehr fragen, ob jemand Deutscher sei, sondern er wird sich erkundigen, wer dieser Mensch ist, der – aus Zufall – mit einer deutschen Identität versehen ist.

Auf die Frage, was es für ihn bedeute, Deutscher zu sein, antwortete Joachim Gauck: „Erst einmal ist es Schicksal. Man sucht sich nicht aus, welche Eltern man hat, sondern die Eltern sind schicksalhaft die Erzeuger. Zweitens sind diese Eltern selbst hineingeboren in einen bestimmten, politischen, historischen und regionalen Zusammenhang. Es ist der Ort meiner zufälligen Geburt. Zufällig ein Ort in Deutschland. Und da ich nur einer bin und nur eine Jugend und eine Kindheit habe und nur an einem ganz bestimmten Ort die Leiden und die Freuden, die mich als Person gemacht haben, erlebte, bin ich Deutscher.“

Gaucks Nachfolger im Amt des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier erklärte, sich auf Montesquieu beziehend, ähnliches: „Wenn mich meine Mutter an ihrem Heimatort Breslau zur Welt gebracht hätte, wäre ich heute Pole. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts – Nationalsozialismus, Krieg und Vertreibung – hat dazu geführt, dass ich in Westfalen geboren und Deutscher bin. Das bin ich gern, und manche sagen, ich sei sehr deutsch! Ich bin gerne Westfale, Deutscher und Europäer.“

Während Montesquieu eine jede Person zuerst Mensch sein lässt und ihn dann mit einer jeweiligen, zufällig erworbenen Nationalität versieht, wird den Deutschen im Ausland vorgeworfen, sie würden genau umgekehrt denken.

Wer behauptet, er sei aufgrund seines Wesens Deutscher und dank seiner deutschen Qualität Mensch, der verdreht die Rangfolge. Hinter solch einer Anschauung verbirgt sich die alte Definition des Begriffs Nation, deren Merkmal war, sich besser zu dünken als „die anderen“, die Fremden und Nachbarvölker.

Die Rangfolge muss heißen: von Geburt Mensch, aus Zufall Deutscher.

Menschsein bedeutet, sich im Besitz der Menschenwürde zu befinden, und sie ist die Grundlage der Menschenrechte, also jener ethischen Werte, die das Verhalten in der Gesellschaft regeln.

Deutscher zu sein bedeutet dagegen, einer Gruppe von Menschen anzugehören, zu deren Identität gewisse nationale Eigenheiten, spezielle kulturelle Einflüsse, eine eigene Sprache, vielleicht gar ein Dialekt und – sehr bedeutsam – eine eigene Geschichte gehören.

Am 3. Oktober sagte ich hier im Landtag:

Den Grundkonsens in diesem Staat zu fördern, dazu könnte der Nationalfeiertag dienen. Keiner sollte meinen, er sei besser als die anderen. Sondern alle sollten stolz sein auf das, was dieser 3. Oktober bedeutet:

- der Sieg der Freiheit durch eine Friedliche Revolution.
  - der Beweis von Mut und Verantwortung.
- Stolze Momente für unsere nationale Identität.

Aber Sie sollten auch stolz sein auf Ihre Heimat. Die Anmut ihrer Natur, die Schönheit der Bauten des alten Dresdens. Aber schauen Sie nicht immer zurück, sondern den-

ken Sie an heute, blicken Sie in die Zukunft. Heute können Sie stolz darauf sein, wie Sachsen in Deutschland, ja, in der Welt gesehen wird.

Die Maler der heutigen Leipziger Schule – angeführt von Neo Rauch und seiner Frau Rosa Loy, von Tim Eitel und David Schnell – bestimmen das künstlerische Bild Deutschlands von New York bis Peking. Und in Dresden existiert nun das Gerhard Richter-Archiv, denn hier wurde der in der Welt zur Zeit teuerste lebende Künstler überhaupt geboren. Aus Sachsen stammt ein weiterer weltberühmter deutscher Maler, der sich heute Georg Baselitz nennt.

Sächsische Autoren wie die Dresdner Franziska Gerstenberg und Ingo Schulze, Durs Grünbein und Uwe Tellkamp, wie die Leipziger Clemens Meyer und Daniela Krien werden überschüttet mit Literaturpreisen. Sie bestimmen die heutige deutsche Literaturszene mit.

Weltruhm verbreiten das Leipziger Gewandhausorchester und die Dresdner Oper. Genießen Sie das Bewusstsein für eine wundervolle, weltweit anerkannte Heimat. Alle Deutschen, ob sie nun im Osten oder im Westen aufgewachsen sind, können stolz sein auf einen Tag, der in der deutschen Identität an eine Friedliche Revolution erinnert, und daran, dass das Volk die Freiheit erkämpft hat.

Der 3. Oktober verkörpert für alle Deutschen den Ruf der ostdeutschen Demonstranten: Wir sind ein Volk.

Aber wir sollten uns dann auch kritisch befragen: Was für ein Volk wollen wir sein? Haben wir eine Vision für die Zukunft? Oder verdorren wir vor Sehnsucht nach alten Zeiten?

Als er über Deutschland, seine Vergangenheit und seine Aufgabe in der Zukunft nachdachte, meinte der Soziologe Norbert Elias einst: „Ein humaner Staat, so etwas fehlt eigentlich noch in der Welt.“

Der Satz „Wir schaffen das“ kann das Bewusstsein für einen humanen Staat prägen. Dieses Bewusstsein erwächst über die aktive Beteiligung am Staat – das haben die vielen ehrenamtlichen Helfer ab dem Sommer 2015 erlebt. Wer erkannt hat, dass er haftet, kümmert sich. Im menschlichen Bereich ist es nicht ungewöhnlich, dass derjenige, der für einen anderen Menschen Verantwortung übernimmt und sich um ihn bemüht, dieser Person gegenüber auch positive Gefühle empfindet.

Wenn die Deutschen lernen, nicht nur am humanen Staat mitzuarbeiten, sondern auch die Nation neu zu definieren, wird es ihnen nicht mehr schwerfallen, sich mit der kollektiven Identität zu identifizieren.

Die moderne Nation besteht nicht aus einem die Gemeinschaft fördernden „guten“ Teil und einem andere Menschen ausgrenzenden „bösen“ Teil.

Und zum Deutschsein gehört auch das Wissen um die Vergangenheit – mit ihren schlechten, aber auch mit ihren guten Teilen.

Mit dem Aufruf: Bekennt euch zu unserer nationalen Identität! verbinde ich die Aufforderung zu erkennen, dass Deutschsein nur ein relativer Begriff ist, der nicht auf alten Mythen gründet. Sondern im Wissen um die Geschichte bedeutet gerade Deutschsein eine Aufgabe, den ersten Satz aus unserem Grundgesetz: Die Würde des Menschen ist unantastbar als Handlungsmaxime zu sehen, um die Rechte des Menschen zu verwirklichen, zu wahren und zu verteidigen.

Ein humaner Staat, ja, so etwas fehlt wirklich noch in der Welt. Das zu erreichen, ist zwar ein hoch gestecktes Ziel, ein Ideal, das will ich gern zugeben. Aber auch Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität sind erst einmal nur ideale Vorgaben, die uns als Wegweiser dienen. Kritikern, die darauf hinweisen, in der Wirklichkeit sei von der Umsetzung der Ideale wenig zu sehen, sei gesagt: Ideale dürfen einen absoluten Anspruch einnehmen, und vernünftige Menschen werden bereit sein, sich mit dem ideellen Ziel vom humanen Staat zu identifizieren, der getragen wird von der Erkenntnis des französischen Philosophen Charles de Montesquieu: Wir sind aus Notwendigkeit Mensch, aus Zufall Deutsche.

# DRESDNER REDEN 1992 – 2019

## 1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt  
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

## 1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow –  
Regine Hildebrandt  
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

## 1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf  
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

## 1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens  
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

## 1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer  
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

## 1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass  
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

## 1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád  
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

## 1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider  
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

## 2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies  
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

## 2001

Adolf Dresen – Rita Süßmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun  
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

## 2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr  
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

## 2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann  
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

## 2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel  
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

## 2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt  
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

## 2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer  
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

## 2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt  
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

## 2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck  
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

## 2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan  
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

## 2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller  
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

## 2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

## 2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

## 2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

## 2014

Heribert Prantl – Roger Willemssen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

## 2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

## 2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

## 2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

## 2018

Richard Sennett – Norbert Lammert – Dunja Hayali – Eugen Ruge

## 2019

Doris Dörrie – Karola Wille – Robert Menasse – Ian Kershaw

## IMPRESSUM

Spielzeit 2019/2020

HERAUSGEBER Staatsschauspiel Dresden

INTENDANT Joachim Klement KAUFMÄNNISCHER GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Rothe

GRAFISCHE GESTALTUNG Andrea Dextor

TEXTNACHWEISE Alle Rechte liegen bei den Redner\*innen.

### GENDERHINWEIS

Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit wird in dieser Publikation an manchen Stellen auf eine geschlechtsneutrale Differenzierung, z. B. Besucher\*innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Menschen.

Das Staatsschauspiel Dresden ist Mitglied  
der European Theatre Convention.



**01.2020**